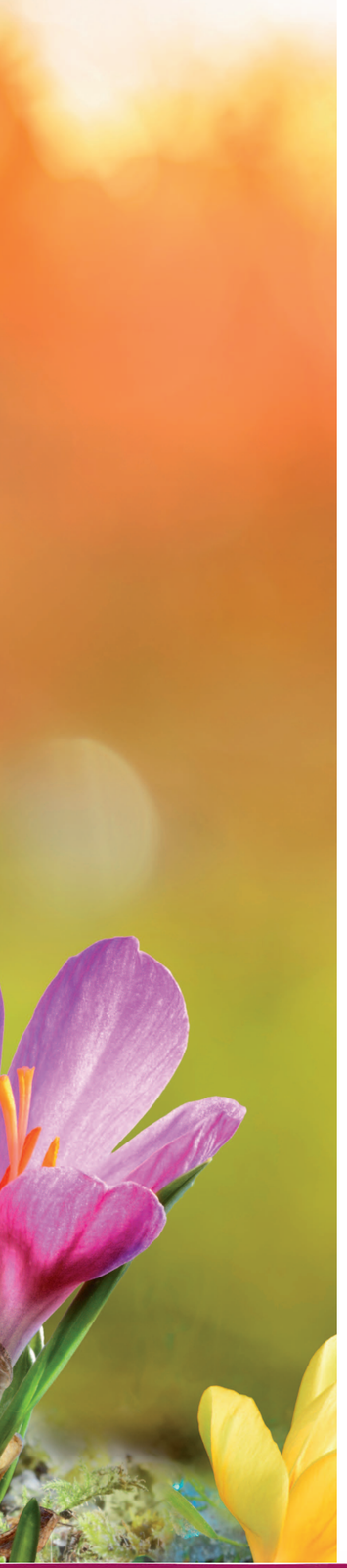
Ausgabe 30

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach

Allem seinen Raum geben



Gedicht

Frühling

Nun ist er endlich kommen doch
in grünem Knospenschuh.
»Er kam, er kam ja immer noch«,
die Bäume nicken sich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum,
nun treiben sie Schuss auf Schuss;
im Garten der alte Apfelbaum,
er sträubt sich, aber er muss.

Wohl zögert auch das alte Herz
und atmet noch nicht frei,
es bangt und sorgt: »Es ist erst März,
und März ist noch nicht Mai.«

O schüttle ab den schweren Traum
und die lange Winterruh',
es wagt es der alte Apfelbaum,
Herze, wag's auch du.

Theodor Fontane

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

In diesem Helft betrachten wir manches, was vielleicht einigen Lesern fremd ist: die Geschichte einer Angehörigen, die nicht trauert. Die Frage, warum sich manche Menschen Tattoos stechen lassen für einen Verstorbenen. Und wir schauen uns an, wie sich Tierhalter von ihren Haustieren verabschieden und welche Strukturen es dafür gibt.

Ihnen eine bereichernde Zeit beim Lesen!

Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

Inhalt

Lebenswege
Ein langer Abschied 6
Auf die Haut geschrieben 12

Kunst, Kultur und Historisches
Ironie, Kraft und Zärtlichkeit: die Künstlerin Ellen Zimmermann-Wendt 4
In guter Gesellschaft: Helga Feddersen und Prinz Reinhard von Sachsen 19

Gesellschaft
Über die Toten nur Gutes? 11
Abschied auf vier Pfoten 20

Auf fernen Ländern
Zwischen vielen Welten 16

Recht
Gibt es eine Meldepflicht für die Nachlassgerichte? 18

Veranstaltungen und Tipps
Trauergruppen und Begleitung 24
Rituale: Der Trauer ihren Raum geben 25

In eigener Sache
Trauercafé 26

Gedicht
Frühling 2

Bildquellenangaben 26

Impressum 28

LebensZeiten erscheint vierteljährlich. Mit LebensZeiten wollen wir die Angst vor dem Tod und vor Trauer nehmen und uns für einen offenen Umgang mit diesen Themen einsetzen. LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Hier erzählen wir die Geschichten der Menschen, die uns in unserer Arbeit als Bestatter begegnen.

Kunst

In dieser Serie stellen wir Künstler aus der Region vor.
Diesmal: die Künstlerin Ellen Zimmermann-Wendt aus Filderstadt.

Ironie, Kraft und Zärtlichkeit

Eigentlich bin ich gar keine richtige Künstlerin, sagt Ellen Zimmermann-Wendt und lacht: Dazu bin ich viel zu schwäbisch.

Doch ihre Werke sprechen gegen diese Aussage. Ellen Zimmermann-Wendt hat Kurse in Holzbildhauerei und Aktzeichnen belegt. Ihre wahre Liebe ist Metall. Ihre Leidenschaft ist es, Starres zu Beweglichem zu machen. Gern verbindet sie verschiedene Materialen miteinander: Glas mit Metall, Metall mit Pappmaschee, Pappmaschee mit Beton.

Seit fast 30 Jahren unterrichtet sie auch: Sie gibt Kurse übers Schweißen an der Kunstschule Filderstadt.

Manchmal, wenn es ihr angemessen erscheint, bekommen ihre alten Metallkonstruktionen ein neues Gewand. Manches Stück Metallschrott erhält ein neues Leben als Engel. Vielleicht erlebt man da das Schwäbisch-Sparsam-Bodenständige an Ellen Zimmermann-Wendt.

Sie mag das Zusammenspiel: leicht und schwer, starr und beweglich, hart und weich, Spielerisches und Ernsthaftes. Ihre leichtfüßigen, langbeinigen Schachfiguren drücken den harten Kampf der Geschlechter aus. Ihre schlanken Draht-Engel haben schwere Flügel aus Metall. Ironie darf immer einen Platz in ihren Werken haben. Ob es Kunst ist, entscheidet allein der Betrachter (und egal, ob diese Person nun schwäbisch ist oder nicht).

Kampf der Geschlechter.

Engel mit metallenen Flügeln.

Drei glückliche Betonfiguren in Lebensgröße.

Ein langer Abschied

Was, wenn ein Vater stirbt, der schon zu Lebzeiten fehlte?
Eine nicht trauernde Angehörige erzählt von ihrem langen Weg des Abschieds.

Man sagt ja immer: die trauernden Angehörigen. Aber ich, ich bin eine nicht trauernde Angehörige. Puh. Sofort will ich dazu sagen: Entschuldigung. Tut mir leid. Denn wenn jemand stirbt, dann ist doch jede und jeder Angehörige traurig! So gehört sich das. Nicht zu trauern, das gehört sich nicht. Basta.

Mein Vater ist gestorben. Ich habe mit meiner Schwester zusammen die Bestattung organisiert, Mama bei der Trauerfeier gestützt, Trauerpost auf den Weg gebracht, viele Telefonate übernommen. Die Leute sagen gerade oft zu mir: Beileid. Ich wünsch dir viel Kraft. Steh das gut durch. Und ich komme mir dann vor wie eine Betrügerin, eine Heuchlerin oder Erbschleicherin, wenn ich einfach nicke und mich bedanke. Es passt nämlich nicht. Ich will das nicht.

Darf ich gute Wünsche annehmen, wenn ich sie gar nicht brauche? Fühlt sich falsch an. Sie anzunehmen, ist aber der einfachste Weg. Für alle.

> Ich komme mir vor wie eine Betrügerin, eine Heuchlerin oder Erbschleicherin.

Weil es einfach nicht funktioniert, solche Wünsche abzulehnen, abzuwiegeln oder wegzuschieben. Das habe ich ausprobiert, in mehreren Varianten. Keine hat sich bewährt. Niemand mag sowas. Vielen Menschen ist allein schon das Wissen unangenehm, dass jemand gestorben ist. Es belastet sie, dass sie nun darauf reagieren sollten. Sie sind spürbar erleichtert, sobald sie es irgendwie hinbekommen haben. Sie werden einen guten Wunsch los und haben ihre Verpflichtung erfüllt. Fertig.

Die meisten wollen in dem Moment meinen inneren Zwiespalt nicht wissen und nicht begreifen. So eine Abweichung von der Norm befremdet nur. Dass jemand schlicht nicht traurig ist. Ich habe einige Male versucht zu skizzieren, warum das so ist. Sofort: Unbehagen. Ach, lass mal. Schon gut. Passt auf euch auf.

Nun sage ich manchmal: Danke. Ich sage es meiner Mama, ich sage es meiner Schwester. Die werden sich freuen, dass du an uns gedacht hast.

Manchmal sage ich: Danke. Für Papa war es eine Erlösung. Es ging ihm so schlecht die letzten Jahre.

Das tut den Gesprächspartnern gut.

Ich habe mich bereits vor über zehn Jahren von meinem Vater verabschiedet. Vielleicht hatte ich einfach nie einen. Bis heute muss ich manchmal weinen, wenn ich Filme sehe, in denen es einen liebevollen Vater gibt. Einen, der seine Kinder stärkt, sie unterstützt. Zu dem man gehen kann mit Sorgen und Problemen. Der Rückhalt und Wärme ausstrahlt. Das habe ich immer vermisst.

Jetzt, wo Papa tot ist, darf man die Wahrheit noch weniger sagen als früher, ist mein Eindruck. Dass wir kein gutes Verhältnis hatten, er und ich. Dass er mir kein guter Vater war. Dass er sich nicht für mich interessiert hat, in keiner Phase meiner Kindheit, Jugend, Erwachsenenjahre. Dass er sich schon seit ich ganz klein war schwergetan hat mit mir, meiner Art, meinen Bedürfnissen oder Emotionen. Dass er mich vielleicht schlicht nicht gemocht oder nicht ertragen hat. Dass ich so

> Jetzt, wo Papa tot ist, darf man die Wahrheit noch weniger sagen als früher.

viel Ablehnung von ihm erlebt habe. Seine Versuche, Ruhe vor mir zu haben. Immer Distanz. Die letzte Ohrfeige, als ich 17 war.

*

Es hat einen guten Therapeuten gebraucht und einige Jahre, bis es für mich einigermaßen okay war, dass ich einfach ich bin. Nicht nur diejenige, die man nicht lieben kann. Oder die man theoretisch vielleicht lieben würde – aber nur dann, wenn sie sich endlich ändert, zusammenreißt, anpasst.

Papas Ende für mich war vor etwa elf Jahren. Damals hat es einen gemeinsamen Termin bei meinem Therapeuten gegeben. Mein Vater ist auf meine Bitte hin tatsächlich gekommen. Da war er knapp 70 und ich auch schon fast 40. Ich habe ihn dort, moderiert vom Profi, noch einmal eingeladen, etwas zu tun für unser Verhältnis zueinander. Neue Wege zu suchen – einfach überhaupt

etwas zu versuchen. Er hat den Blickkontakt gemieden. Und es klar abgelehnt.

Auch gute Therapeuten können manchmal nicht verbergen, wenn etwas sie fassungslos macht. Das tat mir in dem Moment irgendwie gut. Ich war ja weniger überrascht. Und trotzdem traurig. Mein Vater und ich haben uns danach nur noch zweimal gesehen.

*

Monate später kam Post von ihm. Seine Handschrift auf dem Umschlag, ich war nervös beim Öffnen. Er schreibt mir? Was? Drinnen war ein Vordruck, die Einladung zu seinem 70. Geburtstag, dazu nicht ein persönliches Wort. Anlässlich dieser Feier bin ich verreist, aber in die andere Richtung. Ich war an jenem Tag 700 Kilometer entfernt in Berlin auf einem schönen Konzert. Vor dem Konzert habe ich damals noch geweint. An seinem Grab jetzt nicht.

Bei der Trauerfeier aber schon. Bei einem der drei Musikstücke, die meine Schwester ausgesucht hat. „Max“ von Paolo Conte. Er mochte dieses Stück, ich auch sehr. Eine Gemeinsamkeit! Eine sehr kleine Schnittmenge. Mir wird an diesem kleinen Gemeinsamen plötzlich nochmal deutlich, was alles nie war. Man kann nichts verlieren, was man nie hatte. Das lässt die Tränen laufen.

Man kann nichts verlieren, was man nie hatte.

Die FFP2-Maske wird nass. Selbst in diesem Moment überlege ich, ob die Menschen hinter mir jetzt wohl denken, ich weine um meinen Vater. Ob sie das irgendwie beruhigt: na endlich. Die ist ja doch nicht aus Eis.

Was für ein großes Missverständnis das alles doch ist.

Der Tod ist etwas Endgültiges. Das treibt unsere Mama jetzt um. „Die Endgültigkeit schmerzt“, so habe ich es für sie in der Todesanzeige formuliert. Weil es genau dieser Satz war, den sie nach der Nacht seines Todes immer wieder gesagt hat. Dass „er jetzt wirklich für immer weg ist“. Ich bin bei ihr, und was ich spüre, ist ihr Schmerz. Selbst habe ich keinen. Ich suche ihn ja, immer wieder, fühle mich dazu verpflichtet, fühle Erwartungen.

Aber meine Endgültigkeit war viel früher. Als ich mir selbst mit fast 40 Jahren sagen musste, was ich nie hören und nie wahrhaben wollte: dass der Kampf zu Ende ist. Verloren. Endgültig. Dass es so ist und bleiben wird. Wo andere Wurzeln haben und Halt, habe ich ein Loch. Und im besten Fall das, womit ich dieses Loch selbst flicke.

*

So gesehen war ich in vielen anderen Phasen meines Lebens eine

trauernde Angehörige. Mein großer Verlust, diese Lücke in meinem Leben, das geschah alles so viel früher. Das war mir auch in meiner Kindheit schon bewusst. Wenn ich bei einer Freundin Hausaufgaben gemacht habe und ihr Vater reinkam, für uns die Heizung hochgedreht und uns was Süßes als Belohnung gebracht hat. Wenn andere Väter zugehört haben. Wenn sie mit ihren Kindern geredet haben und gelacht. Wenn da Geborgenheit war und etwas Sorgloses. Wenn Väter am Kindergeburtstag wilde Spiele gemacht, wenn sie Urlaube und Ausflüge organisiert haben (manchmal durfte ich bei anderen mitfahren). Es gab Väter, die haben Fahrräder repariert. Oder für die Tochter ein Zimmer unterm Dach ausgebaut, sie beim ersten Liebeskummer getröstet, ihr als junge Frau Komplimente gemacht, Autos gekauft, Umzüge organisiert. Schweres abgenommen, sie beschützt, gefördert. All das hätte ich gebraucht und gern genommen. Jedes kleine bisschen davon. Man kann nicht nur Tote vermissen.

Während ich das aufschreibe, bin ich traurig.

*

Während ich das jetzt aufschreibe, bin ich traurig. Weil es einfach traurig ist und immer traurig bleiben wird. So soll es einfach nicht sein zwischen Vater und Tochter. Aber so war es. Damit lebe ich nun schon lange. Sein Tod macht es aktuell nicht anders oder schlimmer.

Oder doch. Sein Tod führt zu neuen Situationen, in denen ich das Gefühl habe, irgendwie nicht richtig zu sein. Nicht so zu reagieren, wie es sich gehört. Mich dafür rechtfertigen zu müssen.

In manchen Momenten fühlt es sich an wie früher: Ich bin mal wieder anders, bin falsch. Als würde ich auch jetzt nicht genügen. Ich ahne, was mein früherer Therapeut mir sagen würde. Ich starre auf die Wörter dieses Texts und überlege mir, vor wem ich mich rechtfertige.

Das treibt mich um. Manchmal würde ich mir am liebsten ein Schild schreiben und um den Hals hängen, auf dem steht: Es wäre seine Aufgabe gewesen, mich zu lieben.

*

Was ist nun mit meiner Trauer? Wird es mich irgendwann noch einholen? Muss ich mich darum bemühen, zu trauern? Oder mich wappnen für etwas, das noch kommen könnte? Was genau wird mir dann wohl wehtun?

Ich muss das nicht alleine schaffen.

Ich weiß nur: Ich kann das jetzt nicht wissen. Ich kann es auch nicht kontrollieren. Aber ich werde im Zweifel das tun, was ich schon lange mache: gut auf mich aufpassen. Mich selbst versorgen. Und zugleich tief dankbar sein, dass ich es gar nicht alleine schaffen muss, auch wenn ich dieses Gefühl vielleicht öfter habe als andere: Ich hatte wohl nicht den Vater, den ich gebraucht hätte. Aber ich habe Menschen, die mich sehen, lieben, halten.

*

Der direkte Umgang mit dem Trauer-Thema bleibt für mich seltsam. Die Traueranzeige. Die Karten. Die Schleife am Kranz. Überall verwendet man diese warmen Worte – Worte, die irgendwie Pflicht sind. Worte, die für mich aber alle nicht stimmen, die gelogen wären. „In Liebe und Dankbarkeit“ soll dort stehen, wünschte sich Mama. Ich will ihr das Leben nicht schwerer machen als nötig. Also habe ich genickt, und wir haben in der Anzeige „In Liebe und Dankbarkeit“ geschrieben. Auch in meinem Namen. Bei den Blumen habe ich eine eigene Lösung gefunden. Ein Gesteck mit einer Schleife „Zum Abschied“. Ja. Abschied kann ich sagen.

Es war ein langer Abschied.

Aus Rücksicht auf ihre Familie möchte die Autorin ihren Namen nicht veröffentlichen.

Über die Toten nur Gutes?

De mortuis nil nisi bene

Es wird nie soviel gelogen, wie an Beerdigungen, sagt der Volksmund. So ganz unrecht hat er vielleicht nicht. „Er machte sich das Leben nicht immer einfach.“„Manchmal war sie eine ganz schöne Herausforderung für ihre Umwelt.“ Ich höre, wie manche ihren Atem scharf einziehen, wenn ich in einer Trauerrede so etwas sage. Für einige Gäste auf Trauerfeiern kommt es wohl überraschend. Vielleicht finden sie es auch unpassend, wenn eine Rednerin auf der Trauerfeier die eine oder andere Schwäche des Verstorbenen erwähnt und nicht nur alles schönredet.

Und gleichzeitig spüre ich in solchen Momenten auch Erleichterung seitens der Angehörigen: Ja, so war es wirklich.

Wenn wir uns verabschieden, verabschieden wir uns von einem ganzen Menschen, mit all seinen Eigenheiten, seinen Stärken und Schwächen, mit all dem, was wunderbar war, und mit all dem, was schwierig war.

Lebendigkeit heißt: Fehler haben.

Das Sprichwort lautet: „De mortuis nil nisi bene.“

Dieser lateinische Satz wird meist so übersetzt: „Über die Toten nur Gutes.“ Aber stimmt das denn auch so? De mortuis nihil nisi bene. Dabei ist *bene* aber kein Adjektiv, das sich auf die Toten bezieht. *Bene* ist ein Adverb, also ein Wort, das sich auf das – in diesem Satz allerdings gar nicht vorhandene – Verb bezieht. Das ausgelassene Verb könnte „sagen“ oder „sprechen“ lauten. Bei einem Adverb geht es generell um die Art und Weise, in der man etwas tun soll, hier also konkreter: *wie* man kommunizieren soll.

Wenn man also den lateinischen Satz angemessen übersetzt, lautet er also in etwa: „Über die Toten nur auf gute Art und Weise.“ Oder, etwas freier formuliert: „Über die Toten nur mit Anstand.“

Und das ist etwas anderes als „nur Gutes“.

Denn Lebendigkeit heißt: Fehler haben. Das gilt für die Toten wie für die Lebenden.

Man darf ehrlich sein. Heutzutage sogar an Trauerfeiern. Doch im Allgemeinen ist es immer besser, wenn man eine Wahrheit so verpackt, dass der oder die Zuhörer sie auch hören können, nehmen können. Und dabei hilft meisten eine Prise Humor.

Auf die Haut geschrieben

Gezeichnet für den Rest des Lebens:
wie ein Tattoo ein wichtiger Teil des persönlichen Trauerwegs sein kann.

Rikes Vater stirbt an ihrem 51. Geburtstag. Sie weiß ziemlich schnell, dass sie sich ein Tattoo stechen lassen möchte. Um die Trauer zu gestalten und ihr nicht einfach ausgeliefert zu sein. Es braucht auch nicht lange zu wissen, was es sein sollte: seine Unterschrift. Auf ihrer Haut.

Eigentlich muss man bei ihrem Tätowierer gerade ein Jahr lang auf einen Termin warten. Sie ruft ihn an, kurz nach dem Tod ihres Vaters, um möglichst schnell einen Termin zu bekommen. Es ist dringend, sagt sie ihm. Ich brauche das für meine Trauerarbeit. Drei Wochen später sitzt sie bei ihrem Tätowierer im Stuhl.

Sie hat bereits einige Tattoos auf ihrem Körper. Das erste ließ sie sich mit 19 stechen. Zwei Federn. Über die Jahre haben sie sich entwickelt und ausgeweitet. Blumenranken, Blütenblätter und Schmetterlinge, alle mit einer klaren Bedeutung für sie und für ihr Leben. Sie hängen alle zusammen, erzählen eine Geschichte. Ihre Geschichte.

> Ich brauche das Tattoo für meine Trauerarbeit!

Rikes Vater fand ihre Tattoos immer schön. Nichts für ihn, aber schön an ihr.

Rike weiß, dass der Schmerz des Stechens heftig werden würde. Ein Stück Arbeit. Trauerarbeit.

Der Tätowierer fragt sie währenddessen: Magst du mir von deinem Papa erzählen? Also spricht sie über ihn während des Stechens. Immer wieder braucht sie Pausen, muss raus an die frische Luft. Es ist unglaublich intensiv.

Rike hat sich auch viel an ihrem Vater gerieben. Weder sie noch ihr Papa haben ihre Emotionen je zurückgehalten, sagt sie und lacht. In dem Moment der Reibung haben sie sich auch gespürt. Ein wenig wie das Stechen. Kein Tattoo war so schmerzhaft wie dieses, obwohl es nur eine mittel-delikate Stelle ist.

Danach ist sie ganz tief im Frieden. Ein Teil von ihm ist so nah bei ihr, dass sie ihn besser gehen lassen kann. Ein wohliges und zufriedenes Gefühl. Ein stimmiger Ausdruck ihrer Beziehung.

Für Rike war das Tätowieren ein heilsamer Prozess. Allein die Auseinandersetzung damit, den richtigen Platz auf ihrer Haut zu finden. Will sie es in die anderen Tattoos integrieren? Nein, ihr Papa soll ganz allein stehen. Er darf auch seinen eigenen Raum einnehmen. Auf der Herzseite. Auf dem linken Unterarm. So, dass er direkt auf ihrem Herz ist, wenn sie den Arm anwinkelt.

Diese markante Unterschrift hat ihn ausgemacht. Seine Unterschrift drückt ihn aus, etwas kantig, einzigartig und eigensinnig. Schwer zu fälschen. (Sie hatte als Teenager für die Schule mal versucht.)

> Sie wollen für immer täglich an jemanden erinnert werden.

Man erkennt die Unterschrift gar nicht sofort als eine Unterschrift. Man muss genau hinschauen. Tiefer gehen. Vielleicht nachfragen.

*

Caro sticht solche Tattoos. Sie hat Kunst studiert. Das Tätowieren ist für sie eine der wenigen Möglichkeiten, ihre Zeichenkünste zu verwenden.

Dass Menschen mit dem Wunsch kommen, ein Erinnerungs-Tattoo stechen zu lassen, das erlebt sie immer öfter. Die Motive sind verschieden, der zeitliche Abstand auch. Manche kommen wie Rike ein paar Wochen danach, für andere ist es ein längerer Prozess, der auch mal Jahre dauern kann. Allen gemeinsam ist, dass sich die Kunden

sehr viele Gedanken über das Tattoo gemacht haben. Wo soll es hin? Welches Motiv? Was verbindet sie mit dem Verstorbenen?

Manchmal erzählen die Kunden beim Stechen von ihrem Verstorbenen. Geschichten, Eigenschaften. Meist erfährt sie, warum die Motivwahl so ausgefallen ist, wie sie ausgefallen ist. Worin die Verbindung zwischen dem Tattoo und dem Verstorben besteht. Manche möchten ein Symbol, das nur für sie schlüssig ist. Eine Rose, einen Schmetterling. Manche wollen Namen, gar einen Grabstein oder ein Kreuz. Fast alle haben sie den ausdrücklichen Wunsch, jemanden nicht zu vergessen. Nie zu vergessen. Für immer täglich an jemanden Wichtiges erinnert zu werden. Sich etwas auf die Haut zu schreiben.

Manchen hilft das Tätowieren, das Geschehene besser ins Leben zu integrieren.

Vielleicht ist das Tätowieren auch ein Teil jenes Prozesses, den Verlust ins Leben und in die eigene Person zu integrieren. Zu sagen: Dies ist mir passiert. Ich will, dass es sichtbar ist. Dieser Mensch, dieser Verlust gehört zu mir und zu meinem Leben. Es ist auch ein Weg, um zu dem Geschehenen Ja zu sagen und es mit in das neue Leben zu nehmen.

Für Manche ist das Tätowieren auch ein Übergangsritual, die Dokumentation eines Wechsels in eine andere Lebenssituation. Etwas, das hilft, die neue Situation anzunehmen und sich darin zu stabilisieren. Die Idee hinter einem solchen Übergangsritual ist es, dass Lebenskrisen, tiefe Veränderungen sich dadurch leichter bewältigen lassen. Unfassbares fassbar machen.

Durch das Tattoo ist für Rike ihr Vater immer präsent. Wenn sie sich in einer schwierigen Situation befindet, schaut sie auf ihren Unterarm, holt ihn manchmal nah zu ihrem Herzen.

Durch das Tattoo ist für Rike ihr Vater immer präsent.

Geh deinen Weg, hört sie ihren Vater dann sagen. Mach!

Sie spürt ihn bei sich. Er war immer ihre Rückendeckung. Ist es auch jetzt noch.

Rike sagt, sie fühlt sich klarer, aufrechter. Bestärkt. Auch als sie an Krebs erkrankte, war sie sich seiner Gegenwart bewusst, das Tattoo hat sie immer wieder daran erinnert, dass er nah ist.

Sie hat sich immer von ihrem Vater geliebt und gesehen gefühlt. Für sie bedeutet die Unterschrift auch eine Signierung. Wie bei einem Vertrag, unter den man seinen Namen setzt, weil man einverstanden ist. Ein Ja zu ihr, ein Ja zu ihrem Weg.

Rike ist froh, dass das Tattoo nicht nur ein Aufkleber ist, sondern etwas, das Teil von ihr geworden ist. Etwas, das bleibt und bleibt und immer bei ihr sein wird.

Mir ist ein bisschen bange, als ich Alexej für ein Interview treffe. Seine Mutter ist aus der Ukraine, sein Vater aus Russland. Da spricht man doch bestimmt über den Krieg, über die Toten in der Ukraine. Über seine innere Zerrissenheit und die Konflikte. Über Dinge, für die es keine guten Lösungen gibt, mit denen man aber auch nicht leben kann.

Doch es kommt ganz anders. Denn wir sprechen über seine Oma, die Mutter seiner Mutter. Sie ist zwei Monate zuvor gestorben. Bis dahin hatte sie ein Leben zwischen den Welten geführt.

Zwischen vielen Welten

An Omas Trauerfeier hat Alexej Gedichte gelesen. Er musste weinen. Alexej Boris ist Schauspieler. Er leitet die Organisation „Inside Out“ in Bad Cannstatt. Sie bietet Projekttage für Schulen an, bei denen es um Themen wie Radikalisierung, Rassismus und Demokratie geht.

Seit 1991 lebt er in Deutschland. Er war 17, als er herkam. Die Familie wohnte zuvor in St. Petersburg, sie sind jüdisch, kommen aus der Ukraine. Eigentlich wäre Alexej damals lieber nach Israel gezogen. Aber seine Mutter wollte das nicht.

Der Großvater wiederum, der wollte absolut nicht mit nach Deutschland. Zu tief saß seine Angst, die damals in den Kriegsjahren geprägt worden war. Seine Frau, Alexejs Oma, blieb bei ihm. Erst nachdem er gestorben war, zog auch sie nach Deutschland, nach Aachen, zu ihrer Familie. Damals war sie schon über 60. Zuletzt lebte sie in einer betreuten Wohnanlage in ihrer eigenen Wohnung. Sie war immer eine eigenständige, unabhängige, sehr elegante Frau.

Und eine religiöse Frau. Die Religion spielte lange Jahre eine große Rolle in ihrem Leben. Sie fühlte sich tief mit ihrer jüdischen Tradition verbunden. Deswegen stand schon lange fest: An ihrer Beerdigung sollte das Kaddisch zu hören sein, das jüdische Gebet für die Toten, das von zehn Männern gesprochen werden muss. Sie wollte auf dem jüdischen Friedhof begraben werden.

Auch das war sonnenklar. Bis es sich verändert hat: In ihren letzten Jahren engagierte sie sich stark in der Gruppe „Juden für Jesus“. Das stellte für eine Weile alles ein wenig auf den Kopf.

Am Ende wollte sie gar nichts. Kein Tamtam. Eine Beisetzung auf dem lokalen, städtischen Friedhof, ohne großes Aufheben. Würdige Stille.

Als sie stirbt, ist die Familie etwas ratlos. Wie soll man nun diesen Abschied gestalten? So ganz klanglos sollte sie doch nicht aus der Welt verschwinden.

> Musik gibt es an Trauerfeiern nicht. „Es ist ja keine Tanzveranstaltung.“ Aber Wodka.

Alexejs Mutter bittet deswegen Alexej, eine Abschiedszeremonie zu gestalten. Als Schauspieler traut er sich das zu. Vor anderen zu sprechen war für ihn noch nie ein Problem. Eine Woche muss die Familie warten, bis alle Formalitäten erledigt sind und die kleine Feier stattfinden kann. Das ist eigentlich gegen die jüdischen Vorschriften. Aber da ist ja noch so viel anderes, was den Vorschriften ebenso wenig folgt: Es gibt keine Gebete und keinen Psalmen, kein Kaddisch, keine Tahara (so heißt die rituelle Totenwaschung) und auch kein Tachrichim (Totengewand). Oma trägt an diesem Tag, was sie immer trägt. Sie wollte nichts Religiöses.

Alexej wählt für die Feier drei Gedichte der russischen Dichterin Anna Achmatowa aus. Er spricht über seine Oma. Und er weint. Alexej hängt an seiner Oma. Trotzdem überrascht es ihn, wieviel er weinen

muss. Er entscheidet sich, dass ihm das nicht peinlich ist. Als Schauspieler darf man keine Angst vor Gefühlen haben und auch keine davor, sie zu zeigen, sagt er. Oma war Wochenende und lange Geschichten von alten Verwandten. Oma war Gespräche am Telefon über die russischen Medien und bescheidene Eleganz. Oma und er waren eng. Dass sie den Krieg nicht mehr miterleben muss, dafür ist er dankbar.

Die Gedichte passen, sie sprechen von Zufriedenheit und Genügsamkeit, von Herbst und vom Abschied, vom Wissen um den Winter und den Frühling, der dahinter liegt.

Musik gibt es keine an der Feier. „Musik, nein, nie an einer Trauerfeier, das würde nicht passen.“ Es ist ja keine Tanzveranstaltung. Poetische Stille soll es sein. Schlichte Eleganz. So wie Oma.

Es ist Januar. Mitten in einem Corona-Hoch. Es ist nicht möglich, dass alle gemeinsam in ein Restaurant gehen. Deshalb organisiert Alexejs Mutter einen kleinen Umtrunk auf dem Parkplatz neben dem Friedhof. Es gibt Wodka und kleine saure Gurken. Angestoßen wird nicht.

Auf einen Verstorbenen zu trinken ist gute russische Tradition. Auch bei alltäglichen Begebenheiten. Das gehört zum Ritual. Der erste Schluck ist immer ein Dank an die Gäste, klack, schön, dass ihr da seid. Der zweite, klack, ist ein Trinkspruch auf die Köchin oder die Frauen. Und der Dritte geht, schweigend und ohne anzustoßen, auf die Toten. So haben die Toten stets ihren Platz unter den Lebenden und werden nicht ausgelassen. Und danach trinkt man wieder weiter.

Auf der Fahrt nach Hause erfährt Alexej von seiner Mutter, dass eines der Gedichte das Lieblingsgedicht seiner Oma war: Ich hab gelernt, einfach und klug zu leben.

Ich hab gelernt, einfach und klug zu leben

Ich hab gelernt, einfach und klug zu leben,
Zum Himmel aufzuschaun, zu Gott zu beten,
Und lange abends übers Land zu gehen,
Um abzukühlen die nutzlose Erregung.
Wenn in den Schluchten Kletten leise rascheln,

Gelbrote Vogelbeeren niedrig stehn,
Beginn ich frohe Verse zu verfassen,
Vom faulig faulen Leben, das so schön.
Ich kehr zurück. Es leckt die Hände mir
Der weiche Kater und miaut versöhnt,
Und es beginnt ein Lichtschein hell zu flirrn

Im Türmchen auf dem Sägewerk am See.
Nur manchmal fliegt ein Storch zu seinem Nest,
Mit seinem Schrei die Stille kurz zu störn.
Und wenn du laut an meine Türe schlägst,
Kommt's mir so vor, als könnt ich dich nicht hörn.

Anna Achmatowa

Gibt es eine Meldepflicht für die Nachlassgerichte nach dem Todesfall?

Wenn sich Angehörige nach einem Todesfall beim Nachlassgericht melden, erhalten sie oft keine Auskunft. Oder die Auskunft kommt sehr spät, das bedeutet Nachteile für die Rechtssicherheit. Man fragt sich also, ob es etwas gibt, was man tun könnte, um die Behörde dazu zu bewegen, dass sie schneller reagiert – und wenn ja, was.

Um die Antwort vorwegzunehmen: Unter Umständen kann es sinnvoll sein. Dazu ist es nützlich, zu verstehen, wie die offiziellen Schritte ablaufen.

Grundsätzlich ist es eine Aufgabe der Standesämter, die Information über einen Todesfall elektronisch weiterzugeben ans Zentrale Testamentsregister, das bei der Bundesnotarkammer geführt wird. Das Zentrale Testamentsregister selbst wird dann von Amts wegen tätig – das bedeutet: Bürgerinnen und Bürger müssen an dieser Stelle nichts machen. Dieses Register enthält die Daten des Verstorbenen sowie Infos rund um den Nachlass: das Datum eines hinterlegten Testaments und Hinweise auf die erbfolgerelevante Urkunde (nennt man Verwahr-Angaben).

Wird ein solcher Eintrag im Register gefunden wird, informiert das Register die Verwahrstelle – also jene Stelle, bei der die Verwahr-Angaben aufbewahrt wird. Diese Verwahrstelle hat dann die Pflicht, die Verwahr-Angaben beim Nachlassgericht abzuliefern. Parallel wird das Nachlassgericht auch von der Bundesnotarkammer informiert.

Wichtig für alle Hinterbliebenen: Auch Privatpersonen müssen dem Nachlassgericht in dieser Phase zuarbeiten. Wer eine letztwillige Verfügung eines Verstorbenen findet, ein Testament oder Vergleichbares, ist dazu verpflichtet, es zügig beim Nachlassgericht abzuliefern.

Sämtliche Verfügungen werden vom Nachlassgericht eröffnet. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass diese Testamentseröffnung mehrere Wochen bis Monate in Anspruch nehmen kann. Und das, obwohl das Gericht in dem Moment weder den Inhalt der letztwilligen Verfügungen prüft noch klärt, ob das Testament gültig ist. Solche Prüfungen folgen erst, wenn ein Erbschein beantragt wird. Das Gericht versendet nach der Eröffnung das Testament oder die Testamente an die beteiligten Personen, ein Eröffnungsprotokoll liegt bei.

Weil es stellenweise lange dauert, bis das Gericht ein Testament eröffnet, kann es sinnvoll sein, sich nach einem Todesfall persönlich beim Nachlassgericht zu melden – beispielsweise indem man sich schriftlich erkundigt, ob letztwillige Verfügungen oder erbschaftsrelevante Urkunden vorhanden sind oder abgeliefert wurden. Das gilt als offizielle Auskunftsaufforderung.

Sollte das Nachlassgericht dieser Aufforderung nicht nachkommen und über eine lange Zeit untätig bleiben, kann man eine Untätigkeitsbeschwerde einlegen. Das Oberlandesgericht Düsseldorf hat entschieden (5. März 2009): Die Untätigkeit eines Gerichts muss man nur dann hinnehmen, wenn das Verfahren selbst der Grund dafür ist. Beispielsweise, weil die Sache besonders umfangreich ist oder außergewöhnliche rechtliche Probleme darin liegen.

Allerdings: Es muss auch immer im Einzelfall geprüft werden, ob eine solche Beschwerde zulässig ist und alle Voraussetzungen erfüllt. Man kann also nicht die Untätigkeit des Gerichts generell annehmen. Deswegen ist es meist am besten und einfachsten, sich vor einer Beschwerde einfach selbst an die Behörde zu wenden: Dann wird der Erbfall am schnellsten vorankommen.

Kerstin Herr
Rechtsanwältin
Kanzlei Königstraße, Stuttgart

In guter Gesellschaft · Steigfriedhof Bad Cannstatt

Helga Feddersen

Schauspielerin, Sängerin und Drehbuchautorin
geboren 1930 in Hamburg
gestorben 1990 in Hamburg

und

Prinz Reinhard von Sachsen

Herzog zu Sachsen (Olli Maier)
Schauspieler, Sänger
geboren 1945 in Stuttgart
gestorben 2011 in Berlin

Helga Feddersen war jahrzehntelang eines der bekanntesten Fernseh-Gesichter Deutschlands. 1948 bis 1950 hat sie eine Schauspiel-Ausbildung gemacht und 1949 ihr Bühnendebüt gegeben am Hamburger „Theater im Zimmer“. Bereits 1951 wirkte sie das erste Mal bei einem Film mit. Sie bekam Engagements bei den Hamburger Kammerspielen und auch am Gelsenkirchener „Musiktheater im Revier“.

1955 wurde sie krank. Ihr Tumor wurde operiert, anschließend hatte sie eine Gesichtslähmung. Damals schien ihre Karriere am Ende. Sie konnte längere Zeit nicht auftreten.

Doch 1957 machte sie einen Neuanfang. 1966 wurde sie an das „Deutsche Schauspielhaus“ in Hamburg berufen. Von 1959 bis zu ihrem Tod trat sie in unzähligen Kino- und Fernseh-Filmen auf. Gemeinsam mit Dieter Hallervorden machte sie Furore und avancierte zur „Ulknudel der Nation“.

1983 eröffnete sie in Hamburg ihr eigenes Theater, das „Theater am Holstenwall“. Zusammen mit ihrem langjährigen Lebensgefährten, dem Schauspieler Olli Maier. Sie heiratete ihn 1990, nur wenige Tage vor ihrem Tod. Die „Hamburgerin mit Leib und Seele“ wurde in Stuttgart beigesetzt, so war es ihr Wunsch.

Nach ihr hat man einen Weg benannt in Bad Cannstatt, den Helga-Feddersen-Weg.

Ihr Ehemann Olli Maier, geboren als Reinhard Maier, gehörte zu den schrillsten Personen Stuttgarts. Sein Name war untrennbar mit dem Helga Feddersens verbunden. 15 Jahre lang sorgten die beiden als komisches Duo für Spaß im Fernsehen und Klamauk auf der Bühne.

Nach Feddersens Tod ließ sich Olli Maier 1992 für viel Geld von Erina Prinzessin von Sachsen adoptieren. Danach trug er den Namen „Reinhard Prinz von Sachsen, Herzog zu Sachsen“.

Helga Feddersens Grab auf dem Steigfriedhof.

In dieser Serie schreibt Werner Koch, der ehemalige Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Stuttgart. Er ist zusammen mit seinem Sohn, dem Fotografen Christopher Koch, Autor des Stuttgarter Friedhofsführers.

Lebewohl auf leisen Pfoten

Was geschieht eigentlich, wenn der Hund oder die Katze, der Hamster oder Kanarienvogel stirbt?

Einblicke in den Abschied von Haustieren.

Leonie, die schwarze Labradorhündin, hatte Krebs. Nach der Diagnose lebte sie noch sechs Monate. Die letzten Tage versuchten die Kinder alles, um ihr das Leben so gut wie möglich zu machen. Sie legten ihr die weichsten Decken hin. Der Jüngste gab ihr ein Kuscheltier. Bei Autofahrten achtete jeder darauf, dass sie den besten Platz hatte. Alle drei wollten ihr immer ganz nah sein. Wenn sie aus der Schule kamen, war es Leonie, die als erstes begrüßt wurde, auch wenn sie nicht mehr wie früher zur Tür kam, um die Kinder stürmisch zu empfangen.

Als die Eltern dann entschieden, dass es Zeit wird, Leonie einschläfern zu lassen, wählten sie bewusst einen Freitag, damit die Kinder am nächsten Tag zuhause bleiben konnten. Der Vater hob zusammen mit dem ältesten Sohn ein Grab aus am Ende des Gartens. Sie begruben Leonie alle gemeinsam, feierlich, aber still. Es war ein tränenreicher Abschied. Und einer der wenigen Momente, zu denen alle drei Kinder gleichzeitig und miteinander still waren und sich umarmten. Zuletzt legten alle gemeinsam Steine aufs Grab, um Leonie vor wilden Tieren zu schützen.

> Zuletzt legen die Kinder gemeinsam Steine aufs Grab, um es vor wilden Tieren zu schützen.

Leonie war für alle drei Kinder eine Begleiterin gewesen, seitdem sie auf der Welt waren. Die Hündin hat ihre Tränen abgeleckt, sie zum Lachen gebracht, sie hat mit ihnen gespielt und gekuschelt. Jetzt ist sie für immer im Garten.

Haustiere sind oft wie Familienmitglieder. Aber nicht jeder kann oder möchte sein geliebtes Tier nach dessen Tod im eigenen Garten bestatten. Andererseits wollen auch immer weniger Tierhalter, dass ihr Haustier einfach entsorgt wird.

Rolf Bohler hat sich schon immer mit Tieren beschäftigt. Er ist auf dem Gestüt Marbach aufgewachsen. Als junger Mann wollte er in einem nahegelegenen Steinbruch einen Friedhof einrichten für die Tiere eines Gnadenhofes, der in der Nähe des Gestüts liegt.

In Stuttgart-Fasanenhof gab es bereits einen Tierfriedhof. Maximilian Rothenbacher hat ihn vor 20 Jahren gegründet, als es noch kaum solche Einrichtungen in Süddeutschland gab. Vor zehn Jahren lernten Rolf und Maximilian einander kennen. Bald darauf haben sie begonnen, sich die Arbeit auf dem Stuttgarter Tierfriedhof zu teilen.

Der Tierfriedhof ist ein Ort, an dem Menschen ihre vierbeinigen Gefährten erdbestatten können. Hier finden geliebte Tiere ihre letzte Ruhestätte

Oben: Abschiedsraum auf dem Tierfriedhof in Stuttgart-Fasenenhof. Unten: links ein Sammelgrab, rechts Einzelgräber.

in einem klassischen Erd-Grab. Auf den ersten Blick ist so ein Tierfriedhof kaum von einem Menschenfriedhof zu unterscheiden. Er wirkt ein wenig kleinteiliger, und es sind mehr Details zu entdecken, wenn man genauer hinschaut.

Auf vielen Grabsteinen gibt es ein Bild von einem Hund, einer Katze, einem Pferd. Die Grabsteine der Tiere sind etwas kleiner als bei Menschen, und es gibt keine religiösen Symbole. Aber manche haben Engelsstatuen. Man sieht Grablichter mit Solarbeleuchtung und Steine mit längeren Inschriften.

Rolf Bohler erzählt von Menschen, die ihren Hund täglich besuchen und sagen: „Das würde er auch für mich tun.“ Auf dem Friedhof gibt es Bänke, auf denen man sitzen kann, und Gießkannen. Sogar eine kleine, behelfsmäßige Feierhalle, in der man die Tiere verabschieden kann. Wer das möchte, kann dort sein Tier aufbahren und ihm ein letztes Mal nahe sein.

> Auf vielen Grabsteinen gibt es ein Bild von einem Hund, einer Katze, oder einem Pferd.

Meist verabschieden sich die Menschen im kleinen Kreis, nur die engste Familie. Manchmal kommen auch bis zu 40 Personen. Einmal war sogar ein orthodoxer Priester da, um das Tier zu segnen.

Aber für die meisten Menschen ist die Trauer um ein geliebtes Tier etwas sehr Persönliches und auch Privates. Es gibt keine gesellschaftlichen Mechanismen oder Rituale, die hier greifen. Selten erhalten Frauchen oder Herrchen eine Kondolenzkarte. Die Trauer um ein Tier ist fast nie öffentlich – und manche schämen sich wegen der Wucht, mit der sie der Tod eines geliebten Tieres trifft. Oder für die Intensität, mit der sie ihren Schmerz empfinden.

Als Martinas Hund Bando starb, war sie eigentlich darauf vorbereitet. Seit dem Herbst zeigte es sich, dass der 15 Jahre alte Podenco-Pinscher-Mischling nicht mehr lange leben würde. Martina führte ausgiebige Gespräche mit ihren Tierärztinnen, beriet sich mit ihrem Partner. Und doch: Den richtigen

Moment zu finden war schwierig. Zwei Mal haben sie einen Termin zum Einschläfern vereinbart. Zweimal sagten sie diesen Termin wieder ab, weil Bando sich wie durch ein Wunder nochmal erholt hatte.

Dann, beim dritten Mal, war klar: Nun ist es endgültig soweit. Bando konnte sich kaum noch von allein bewegen, so schwach war er geworden. Martina machte Bando das letzte Mal Saitenwürstchen, die er so liebte. Familienmitglieder und eine Freundin kamen noch, um sich von Bando zu verabschieden.

Als um 19 Uhr die Tierärztin kam, saßen sie und ihr Partner Frank mit Bando zwischen sich auf dem Sofa. Er schlief in ihren Armen ein. Sie ist froh, dass die Ärztin nach Hause kam und Bando in seiner vertrauten Umgebung gehen konnte. Noch eine Weile blieb er dort. Später am Abend brachten sie Bando zum Tierbestatter und besprachen die Einäscherung. Diesen Termin hat sie schon im Voraus vereinbart.

Einige Tage später kann Martina die Asche abholen und in einem Säckchen mit nach Hause nehmen. Eigentlich will sie noch mit der Asche im Arm spazieren gehen. Aber das Säckchen ist schwerer als gedacht, vielleicht sind es auch die Schritte, die schwerer sind. Im Auto bricht sie in Tränen aus.

Wenn sie heimkommt,
ist er nicht da,
begrüßt sie
nicht freudig.
Da ist nur
diese Leere.

Sie erwischt sich öfters dabei, wie sie schnell nach Hause will, weil dort ja Bando wartet. Sie zieht im Vorbeilaufen einen Hundebeutel, reine Gewohnheit. Wenn sie heimkommt, ist er nicht da, begrüßt sie nicht freudig. Da ist nur diese Leere. Sie vermisst ihn sehr.

Sie überlegt, was sie mit Leinen und Hundekörbchen machen soll. Und ist froh, als diese einen guten Platz finden bei Hunden, die Bando kannten und sich sehr offensichtlich über das neue Bett freuen.

In ihrer Wohnung hat Martina eine kleine Ecke mit Bildern von Bando. Es tut ihr gut, sie immer wieder anzusehen.

In diesen ersten Tagen erlebt sie viel Unterstützung, von Familie, Freunden und Kollegen. Alle haben Bando gemocht. Er war ein toller Hund. Und gleichzeitig erlebt sie, sie muss vorsichtig sein, wem sie wieviel erzählt. Nicht jeder kann mit Trauer um ein Tier umgehen. Sie wägt ab, wieviel sie preisgibt. Welche Details sie erzählt, was sie weglässt. Wenn jemand selbst kein Tier hat, kann es schwer sein, diesen Schmerz nachzuvollziehen.

Wenn sie soweit ist, wird sie die Asche im Garten ihrer Schwester begraben. Dort war Bando immer gerne. Mit ihren Neffen und ihre Nichte wird sie bemalte Steine auf sein Grab legen. Aber noch mag sie die Asche bei sich haben.

Der Grabstein einer Katze auf dem Tierfriedhof in Paris.

Alter Tierfriedhof in einem verborgenen Teil des Londoner Hyde Parks. Gegründet wurde er im Jahr 1880.

Als sie geht, um sich bei ihren Ärztinnen für deren Beistand zu bedanken, entschuldigt sie sich für den vielen Aufwand. Die lachen und sagen: Sie sollten uns mal sehen, wenn eines unserer Tiere stirbt. Dieses Verständnis und das Gemeinschaftsgefühl tun ihr gut.

Für viele Tierbesitzer ist es eine große Herausforderung, dass sie über Leben und Tod entscheiden sollen. Wie Bando werden die meisten Haustiere eingeschläfert, wenn sie zu sehr leiden. Aber wann ist der richtige Moment?

Manche Besitzer können ein kleines Hinken kaum ertragen. Andere halten lange, sehr lange an ihrem sterbenden Tier fest. Hätte ich ihn vorher erlösen sollen? War ich egoistisch, sie so lange am Leben zu halten? Oder war es zu früh? Vielleicht hätte eine weitere Operation ihr das Leben gerettet? Auch die finanzielle Situation von Herrchen und Frauchen kann eine Rolle spielen. Können sich die den Arzt, die Medikamente und Operationen leisten? Die Entscheidung um den richtigen Moment ist selten ohne Schuldgefühle.

Die Entscheidung
um den richtigen
Moment ist selten
ohne Schuldgefühle.

Unabhängig davon, hat der Wunsch das geliebte Tier auch nach seinem Tod in der Nähe zu behalten, in den letzten Jahren deutlich zugenommen.

Und so ist auch die Urne im Wohnzimmer in den letzten Jahren immer häufiger anzutreffen. Die Firma Tieba in Korb bei Waiblingen bietet deswegen auch Urnen an, die nicht wie solche aussehen. Die als Vase oder Dekorationsgegenstand getarnt im Wohnzimmer bleiben dürfen, ohne dass Besucher zum Fragen ver-

leitet werden. Es gibt solche Urnen in vielen verschiedenen Formen und Größen, je nach Gewicht des Tieres.

Walter Rupff war früher Tierpräparator. Ende der 1990er-Jahre fiel ihm auf, dass immer mehr Menschen zu ihm kamen, um ihr Haustier präparieren zu lassen. Sie wollten ihre Hunde, Katzen und Vögel für immer bei sich haben. Er überlegte, welche anderen Wege in Frage kämen, und gründete einige Zeit später ein erstes Tierkrematorium in Aldingen. Im Dezember 2021 ist er mit seinem Unternehmen umgezogen in neue Räumlichkeiten in Korb.

Neben den Gesprächsräumen befindet sich das neu gebaute Krematorium. Hier werden die Tiere eingeäschert. Auch dort gibt es einen Aufbahrungsraum, in dem sich Tier und Mensch noch ein letztes Mal begegnen können: Er liegt zwischen den Krematoriumsräumen und den Räumen für die menschlichen Gäste.

Wer sein Tier nicht mit nach Hause nehmen möchte, kann es in der Gemeinschaftsgrabanlage des Unternehmens auf dem Fasanenhofer Tierfriedhof beisetzen lassen. Auch auf diesen Gemeinschaftsgräbern liegen Namenschilder und Grablichter, kleine Statuen, beschriebene und bemalte Steine, Blumen und Bilder. Denn dieser Ort ist Frauchen und Herrchen wichtig.

> Viele fühlen sich von ihrem Tier mehr geliebt als von den Menschen, die sie umgeben.

Dass Menschen und ihre Haustiere innige Beziehungen haben, ist nichts Neues in der Geschichte der Menschheit. Es gibt Hinweise auf bewusst angelegte Tiergräber, die über 10.000 Jahre alt sind.

Friedrich der Große wollte neben seinen Hunden beigesetzt werden, Alexander der Große ließ sein Pferd Bukephalos feierlich bestatten und gründete sogar eine Stadt in seinem Namen.

Wie wir ein Tier bestatten, kann Ausdruck der Liebe und der Verbindung sein, die wir spüren. Viele Tierbesitzer fühlen sich von ihrem Hund oder ihrer Katze mehr geliebt als von den Menschen, die sie umgeben. Und sie haben ihrerseits eine bedingungslose Liebe für den kleinen Vierbeiner, der ihr Leben teilt. Auch diese Liebe hört mit dem Tod nicht auf.

Für Katzen und Hunde: Urnen, denen man nicht ansieht, dass sie Urnen sind.

Der Trauer ihren Raum geben

Manche machen die Erfahrung, dass Schmerz und Sorge immer wieder in den Alltag überschwappen. Dass sie einen manchmal auch überwältigen.

Es gibt eine Übung, die helfen kann, das Überwältigende einzugrenzen. So geht sie:

Nehmen Sie sich ein sehr großes, dickes Blatt Papier (am besten DIN A1). Teilen Sie es in unterschiedliche Teile auf: Schmerz, Hoffnung, Erinnerungen, Sorge. Es würde auch funktionieren, wenn Sie ein anderes Papier verwenden und einfach verschiedene Farben für jedes Thema nützen.

Schreiben Sie sich dann einige Dinge auf – das, was Sie bewegt. Wenn Sie Zusammenhänge zwischen einzelnen Punkten und Themen sehen, können Sie Linien einzeichnen. Einfach das verbinden, was verbunden sein sollte. (Und tatsächlich gilt es als sehr sinnvoll, auch Linien einzuzeichnen. Denn dadurch vernetzen sich unterschiedliche Hirnareale. Das hilft den Hirnzellen, in Bewegung zu kommen und zu verarbeiten.)

Nehmen Sie sich dafür eine Stunde Zeit.

Wenn Sie fertig sind, legen Sie das Blatt zur Seite. Und zwar so, dass Sie es nicht mehr sehen können.

Vereinbaren Sie dann noch einen Termin mit sich selbst, zum Beispiel für den nächsten Tag: einen Termin, an dem Sie an Ihrem Papier weiterarbeiten können. Vielleicht abends zwischen 19 und 20 Uhr.

Wenn im Alltag bis dahin wieder Dinge auftauchen, die Sie bewegen, sagen Sie sich: Das ist wichtig. Dafür habe ich heute Abend um 19 Uhr Zeit. Dann fällt es Ihnen vermutlich leichter, sich in dem Moment wieder dem Alltag zuzuwenden.

Diese Übung ist ein Weg, um überbordende Gefühle einzufangen und einzugrenzen, ihnen gleichzeitig aber auch Raum zu geben.

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen, Reisen, Wochenenden

Hospiz Stuttgart · Stafflenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 52 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhauser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: alles Adobe Stock / Fotolia
Seite 3: Lange Photography
Seite 4 & 5: Ellen Zimmermann-Wendt
Seite 7: Adobe Stock
Seite 8 & 9: Adobe Stock, Adobe Stock
Seite 10 & 11: Adobe Stock, Adobe Stock
Seite 13: Adobe Stock
Seite 14 & 15: Adobe Stock, Adobe Stock
Seite 17: Adobe Stock
Seite 18: Adobe Stock
Seite 19: Christopher Koch
Seite 21: alle privat
Seite 22: Adobe Stock, Adobe
Seite 23: Wikimedia Commons, Tommie Hansen
Seite 24: alle privat
Seite 25: Adobe Stock
Seite 27: Markus Schoder

Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller · Inhaltliche Beratung: Heiko Hauger

Über uns

Unser Trauercafé

Seit dem Corona-Ausbruch im März 2020 haben wir nicht mehr zu unserem Trauercafé eingeladen. Die Risiken waren uns einfach zu hoch. Im Frühjahr 2022 wollten wir wieder anfangen. Leider sehen wir im Angesicht der noch immer sehr hohen Inzidenzen, dass es nicht sicher ist, uns ganz entspannt im Innenraum zu Kaffee und Kuchen zu treffen.

Daher werden wir nun Juni ins Auge fassen, aber den Termin erst festlegen, wenn der Zeitpunkt näher rückt. Sie finden die Informationen immer unter www.bestattungshaus-haller.de, direkt oben in der Mitte unter *Wichtig - Aktuelles*. Eingeladen sind alle, die über unser Haus einen Menschen bestattet haben, egal wie lange der Verlust her ist.

Rufen Sie uns einfach an und lassen Sie uns wissen, dass Sie kommen möchten: unter 0711 · 72 20 950, werktags zwischen 8 und 16 Uhr. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.

Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.
Wir schicken Ihnen die nächsten Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname: Nachname:

(LZ30)

Straße: PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Druck: Offizin Scheuffele · Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.